



FEIER FÜR DEN NEUBAU

TECHNOPARK: Zur Einweihung des Ergänzungsbau reiste ein hoher Gast an **SEITE 15**

EIN LASERSCHWERT?

LICHTKUNST: Auf dem Axaturm soll bald ein leuchtender Mast stehen **SEITE 15**

BREAKING BAD

ZWEITE STAFFEL: Wie Walter seinen Weg durch die Hölle weitergeht **SEITE 16**

Privatklinik Lindberg: Erneut rote Zahlen

Die Privatklinik Lindberg schreibt auch in diesem Jahr rote Zahlen. Die Höhe des Defizits verschweigt der Verwaltungsrat weiterhin. Die Rückkehr in die Gewinnzone wird erst im nächsten Jahr angestrebt, und zwar mit einem neuen Chef.

Chefarzt Fritz Horber versteht die Aufregung nicht. Dass die Verwandlung eines «Feld-Wald-und-Wiesen-Spitals in eine moderne Klinik» viel Geld koste, sei ganz normal. «Es wäre ein Wunder, würden wir nach vier Jahren schwarze Zahlen schreiben.»

2006 ist der Spezialist für die Behandlung von Übergewicht bei der Privatklinik eingestiegen. Seither wurde viel Geld ins Traditionsspital gepumpt: rund 20 Millionen. Geld sahen die Investoren bisher nicht («Landbote» vom 21. April). Auch in diesem Jahr schreibt das Unternehmen rote Zahlen. Wie hoch das Defizit 2009 war, wollte Verwaltungsratspräsident René Kühne, der selbst Anteile am Lindberg besitzt, nicht verraten. Nur so viel: Er erwarte in diesem Jahr «nur noch hellrote Zahlen». Lieber spricht

die Klinik vom Umsatz, diese Kurve zeigt nach oben: Wurden 2005 noch 19 Millionen umgesetzt, waren es im vierten Jahr nach der Übernahme durch die neuen Besitzer um die Chemolio Holding AG 39 Millionen Franken. Die Zeit des Ausbaus ist vorerst

«Der Umbau in eine moderne Privatklinik kostet halt nun mal viel Geld»

Fritz Horber



vorbei. Kühne, der nach dem Abgang von Spitalchef Wolfgang Bosshard die Klinik interimistisch führt, verkünde-

te gestern «den Beginn der Konsolidierungsphase». Dringend mehr Patienten braucht das vor zwei Jahren eröffnete Herzkatheterzentrum: 130 Eingriffe wurden 2009 vorgenommen. Ehrgeiziges Ziel sind 400 bis 500 Operationen. Damit würde man in der gleichen Liga spielen wie das Kantonsspital. Auch ihre Operationssäle will die Privatklinik künftig besser auslasten.

Fit für die Übergewichtigen

Ein wichtiges Standbein bleibt das Zentrum für Übergewichtige. Privat-spitäler würden oft als Rosinenpücker bezeichnet. «Zu Unrecht, denn Operationen an übergewichtigen Patienten sind anspruchsvoll», sagte Horber. Darin sieht er eine Chance. Er möchte das Spital als Klinik positionieren, die übergewichtige Patienten mit modernsten Methoden versorgen kann. Viele Krankenhäuser könnten fettleibige Patienten nicht behandeln, da die medizinischen Geräte dafür nicht taugten oder operierende Ärzte überfordert seien. Deshalb würden Übergewichti-

ge nicht immer die nötige Behandlung erhalten, sagte Horber, der weiterhin «das grosse Problem Übergewicht» bekämpfen will. Zum Beispiel sei durch Fettleibigkeit verursachte Dia-



«Lukrativ ist der Markt mit ausländischen Patienten nur kurzfristig»

René Kühne

betes mit einer Operation heilbar. Die Implantierung eines Magenbands kostet 18000, ein Bypass zur Umgehung des Zwölffingerdarms 33000 Franken. Angesichts der Kosten, welche die Behandlung der Zuckerkrankheit verursacht, lohne sich die Operation.

Der Spezialist betonte die Wichtigkeit der Langzeittherapie, denn ein Drittel der Patienten nimmt nach dem Eingriff wieder zu und muss erneut

operiert werden. Um das Zentrum für Übergewichtige zu betreiben, braucht die Klinik einen Notfalldienst. Vor drei Jahren eröffnete sie eine Station. Zuletzt wurden 2674 Eintritte gezählt, ein Plus von 142. Im gesamten Spital wurden mehr Patienten behandelt. Die Bettenbelegung lag bei 90 Prozent.

Heimmarkt statt Tourismus

Die Suche nach einem neuen Klinikdirektor ist weit fortgeschritten. Drei Kandidaten sind noch im Rennen. Anfang 2011 soll der neue Leiter das Rudel übernehmen. Dann will das Spital endlich schwarze Zahlen schreiben.

An ihrer Strategie ändert die Klinik derweil nichts: Sie konzentriert sich auf den heimischen Markt. Sie als luxuriöses Privatspital für Patienten aus dem Ausland anzubieten, kommt für Kühne nicht in Frage. Der Markt sei zu unsicher und nur kurzfristig lukrativ. «Plötzlich kommt eine andere Klinik in Mode und schon fehlen die Patienten.» Nur der lokale Markt garantiere Kontinuität. IFELIX REICH

Geologen bohren nach Lehm und Kieselsteinen

Die Welt endet nicht unter dem Asphalt – eine zwölf Meter tiefe Bohrung zeigt, was darunterliegt.

Bohrmeister Daniel Amrein und sein Bruder Rolf brauchen nicht viele Worte: 20 Jahre haben sie in Australien nach Saphiren und Gold gesucht. Nun richten sie am Rand des Stadtparks ein Bohrgestänge für die Winterthurer Sektion des Schweizerischen Ingenieur- und Architektenvereins (SIA) ein. Im Rahmen der Veranstaltung «Erlebnis Geologie» werden die Gebrüder Amrein heute eine Schaubohrung auf eine Tiefe von 10 bis 12 Meter abteufen.

«Wir wollen ein Bewusstsein für den Untergrund schaffen», sagt Simon Roth, Geologe und Mitorganisator. Gold liegt zwar keines unter der Altstadt. Der Lehm für die Fertigung von Dachziegeln und Backsteinen, der Kies für die Betonproduktion und das Grundwasser sind aber ebenfalls wertvolle Rohstoffe. Auf der dicken Schotterdecke können zudem auch mehrstöckige Häuser gut gebaut werden. Meistens reicht als Fundament eine

Betonplatte, nur ausnahmsweise müssen zusätzliche tragende Pfähle gegossen werden.

Die Brüder Amrein werden einen «hohlen» Bohrer in den Untergrund drehen und drücken. Ist er voll, stossen sie sogenannte Hüllrohre nach, damit das Loch beim Entfernen des Bohrkerns nicht in sich zusammenfällt. Anschliessend wird der Bohrer nach oben geholt und das Material – erwartet werden Humus, eine Deckschicht, feinkörniger Sand, Lehm und Ton sowie gröberer Sand und Kies – wird in Holzkisten gelegt und ausgestellt. «Gut möglich, dass wir auf den ersten Metern auf einige Tonscherben stossen», sagt der Geologe Roth. Kaum solche von historischem Wert allerdings, sondern bloss Abfall, wie er früher direkt vor die Stadttore gekippt wurde.

Bohren mit Gespür

Was unter Humus und Deckschicht auf den Bohrmeister, die Geologen und das Publikum wartet, ist offen. «Prognosen sind schwierig», sagt Bauführer Peter Brühwiler. Der Boden könne sich von Meter zu Meter ändern. «Der Bohrmeister braucht das richtige Gespür. Liegt er falsch, ist der Bohrkopf innert Kürze wertlos.» Im Sand und im Lehm sind Kiesnester möglich und im Schotter könnte dem Bohrer ein Findling aus den Alpen den Weg versperren. «Bohrlöcher in eine Tiefe von 10 bis 20 Meter sind aber Alltag», sagt Brühwiler. Mit Messinstrumenten werden während und nach dem Bohren Daten etwa zur Festigkeit des Baugrundes, zu Altlasten oder zum Grundwasser gesammelt. Darauf stützen sich Bauherren, Architekten und Ingenieure bei ihren Berechnungen ab.

Für die Schaubohrung mussten sich auch die Geologen genau über den Untergrund informieren. Dort liegt zwar kein Öl, dort führen aber Strom-, Wasser- und Gasleitungen durch. «Wir haben entsprechende Abklärungen getroffen», sagt Roth. Ungewollt auslaufen sollte eigentlich nichts. (dh)

«Erlebnis Geologie»: Schaubohrung zwischen Musikpavillon und Stadtgarten, heute Samstag, 10 bis 17 Uhr.



Sondierbohrgerät und Rotationskernbohrer holen den Untergrund für Geologen und Publikum ans Tageslicht. Bild: Heinz Diener

